

Taschenbuch

Vom Tod in all seinen Spielarten

Schmerz Es wohnen plötzlich Leute im Garten, und auch sonst droht Unbill. Von Georg Patzer

Lachtzehn Jahre lang, sein halbes Leben, dauerte es, bis er die Worte sagen konnte: „das Mädchen, das ich getötet habe.“ Davor war es „ein Unfall, bei dem sie gestorben ist“. Ein Unfall, für den er nichts konnte: Aus irgendeinem unerfindlichen Grund war Celine Zilke mit ihrem Fahrrad über die Fahrbahn gerast, direkt in sein Auto hinein, „ihr Kopf zerschmetterte die Windschutzscheibe“. Achtzehn Jahre, eine Heirat, zwei Kinder und mehrere Bücher später konnte sich Darin Strauss diesem Tod stellen, den er auf dem Gewissen hatte, ohne Schuld. Verzweiflung, jugendliches Gehabe, Verdrängung, Unsicherheit, Therapien, Gerichtsverhandlungen: alles machte er durch. Bei jeder neuen Beziehung musste er irgendwann davon erzählen, immer in Angst vor der Reaktion. Mit diesem Buch gelingt es Strauss, sich seiner Schuld in mäandrierenden Anläufen zu nähern, ehrlich und vorsichtig, immer in der Angst, in eine emotionale Falle zu tappen: ein gnadenloser Bericht ohne Selbstzerfleischung und ohne Beschönigungen.

Darin Strauss: Mein halbes Leben. Berlin TB 754, 218 Seiten, 9,95 Euro.

2Eigentlich wollte Joe Allston sich zur Ruhe setzen. Er zog mit seiner Frau Ruth ins sonnig-ruhige Kalifornien der sechziger Jahre, auf ein riesiges Grundstück. Vielleicht könnte er ja seine Memoiren schreiben und über all die berühmten Autoren, die er als Literaturagent New Yorks getroffen hatte. Aber dann trifft der skeptische Intellektuelle zwei Personen, die ihn erschüttern: den Aussteiger Peck, der auf seinem Grund campiert und eine Gruppe Jugendliche als Guru beglückt. Und die jungen Nachbarin Marian, die, sterbenskrank, den Schmerz als Ausdruck des Lebens begrüßt und die brutale Natur der Ordnung vollkommen findet. Allston wird mit beiden nicht recht fertig, nicht mit dem entfesselten Chaos bei Peck und seiner Suche nach Selbstverwirklichung, nicht mit der strahlenden Marian, aber auch nicht mit der abwehrenden Trauer um seinen Sohn Curtis, der in seinem Leben alles falsch gemacht hat, wie Joe meint. Gefühl und Verstand schlagen Salti, die für manche zu Salti mortale werden.

Wallace Stegner: Vor der Stille der Sturm. dtv TB 24896, 358 Seiten, 14,90 Euro.

3Wie gut, dass Negersklaven keine Rechte haben. Dass sie selbst schuld sind, wenn Weiße den hübschen Frauen nachstellen. Dass man sie herumkommandieren, ihnen Sympathien entziehen kann, wie man will. Auch Sapphira verhält sich so, die Herrin, die die junge Nancy plötzlich nicht mehr mag, sie den Nachstellungen ihres Neffen aussetzt, sie grausam behandelt. Nur weil sie denkt, ihr Mann hätte sich in sie verguckt. Willa Cathers letzter Roman ist eine brillante Studie der zerbrechenden Südstaatengesellschaft und zweier Frauen, die sich an die Vergangenheit klammern. Denn auch Nancy denkt, so ist die natürliche Ordnung. Ein anderes Leben kann sie sich einfach nicht vorstellen.

Willa Cather: Sapphira und das Sklavemädchen. Btb TB 74304, 246 S, 9,90 Euro.

4Wie kann man von Elend, Brutalität und Hoffnung erzählen? Vielleicht so wie Chris Cleave. Im wohl schonungslosesten Buch der Saison lässt er Little Bee und Sarah zu Wort kommen: die 16-jährige Little Bee, die aus Nigeria geflüchtet ist, wo ihr Dorf von einem Ölkonzern ausgelöscht und ihre Schwester zu Tode vergewaltigt wurde, und Sarah, die sich für Little Bee einen Finger abgehackt hat, jetzt der aus dem Abschiebegefängnis geflohenen Schwarzen helfen will und sich um ihren vierjährigen Sohn sorgt, der das Batman-Kostüm nicht mehr ausziehen will, seit sich ihr Mann, ein erfolgreicher Journalist in England, verloren in Depressionen erhängt hat. Hier geht es um wirtschaftliche und politische Verflechtungen, Gewalt in Afrika, Lügen und Betrügereien in England, aber auch um eine Prise Humor von Little Bee, die unbedingt glauben muss, dass sie gerettet ist, trotz allem. Auch wenn sie sich in jedem Zimmer zuerst überlegt, wie sie sich umbringen kann, wenn „die Männer“ doch noch kommen sollten. Ein wirklich gnadenloses, schockierendes Buch, das uns allen Auf-hohem-Niveau-Jammernden den Spiegel vorhält: es beruht auf gut recherchierten Fakten.

Chris Cleave: Little Bee. dtv TB 24819, 312 Seiten, 14,90 Euro.

Am Abend kurz vor Bordeaux: Rheuma

Reise Thomas Knubben ist auf den Spuren Hölderlins gewandert: direkt nach Frankreich, in die große Lebenskrise. Von Barbara Schäfer

Thomas Knubben, ein Kulturmanager aus Ludwigsburg, ging auf Hölderlins Spuren nach Bordeaux. Das klingt so recht nach einer drögen Angelegenheit, nach einer asketischen Fußreise, gekoppelt mit allerlei germanistischen Recherchen. Doch diese Winterreise ist eine überaus vergnügliche Angelegenheit, jedenfalls für den Leser.

Die Frage, warum Friedrich Hölderlin einst aus Frankreich als gebrochene Persönlichkeit zurückkehrte, beschäftigt Knubben seit zwei Jahrzehnten. Er hat die berühmten Studien des französischen Germanisten Pierre Bertaux gelesen und überhaupt alles, so offenbart die Literaturliste, was zu Hölderlin und zu seiner Zeit in Frankreich jemals veröffentlicht wurde. Knubben gelingt es aber, aus seinem immensen Wissen nur die wirklich essenziellen Passagen in den eigenen Text einfließen zu lassen. Er hat eine große Gabe zur Verknappung, zum Eindicken von Information.

Anfang Dezember 1801 war Friedrich Hölderlin von Schwaben aus nach Frankreich aufgebrochen. Er ging von Nürtingen aus über den Schwarzwald, Lyon und die Auvergne nach Bordeaux. Dort sollte er eine Stelle als Hauslehrer antreten. Lediglich vier Briefe und einige Gedichte legen Zeugnis ab von dieser Zeit, dem „endgültigen Wendepunkt in seinem Leben und Schreiben“. Eineinhalb Jahre später ist er zurück in der schwäbischen Heimat, „leichenblass, abgemagert, von hohlem wildem Auge, gekleidet wie ein Bettler“. War etwas Dramatisches in Bordeaux vorgefallen? Oder hatte ihn der Tod von Susette Gontards, der Liebe seines Lebens und Diotima in seinen Gedichten, endgültig aus der Bahn geworfen?

Um das – vielleicht – zu ergründen, ist Knubben losmarschiert, ebenfalls im Winter, „das Land des Dichters mit den Füßen suchen“. Unterwegs betreibt der Autor wie nebenbei Quellenstudium: In Stuttgart liege der Gral, gut zweieinhalbtausend Handschriften des Dichters, Knubben lässt sich

eine Version des Gedichtes „Andenken“ zeigen, er wird immer wieder darauf zu sprechen kommen.

Mit detektivischem Eifer recherchiert Knubben, und enthüllt nebenbei „die wirkliche Tragik in Hölderlins Leben“: Es wäre genügend Geld da gewesen, um sorgenfrei als Schriftsteller zu existieren, aber die pietistische Mutter rückte das Erbe nur Gulden für Gulden heraus. Und er korrigiert das Bild vom zerbrechlichen Dichter. Hölderlin war mit 1,80 Meter Körpergröße ein stattlicher Kerl. Knubbens Recherchen ergeben, womit der Herr Meyer, Hölderlins Arbeitgeber in Bordeaux, sein Geld verdient, nämlich unter anderem mit Schiffen, die Sklaven transportierten. Er belegt, dass Hölderlin rein zeitlich nicht die gesamte Strecke zu Fuß gegangen sein kann; bestimmte Abschnitte in Frankreich muss er mit der Postkutsche zurückgelegt haben.

Knubben selbst schleppt sich über Berge und bewältigt die Mühen der Ebenen. Er schafft sich, wie jeder Weitwanderer, Rituale: Jeden Tag wird er Punkt zwölf Uhr vier Fotos von allen Himmelsrichtungen machen. Er will immer das Tagesgericht essen. Jeden Tag tut ihm etwas anderes weh, einmal erwischt ihn eine derbe Magenverstimmung. Hierbei gilt die alte Regel: je mehr Qualen der Held, in diesem Fall Knubben, durchleidet, desto unterhaltsamer liest sich das. „Wer jetzt noch kein Rheuma hat, der wird es am Abend bekommen“ dichtet er in Rilke'scher Manier.

Dynamik bekommt das Buch durch die Balance zwischen literarisch-wissenschaftlichem Schreiben mit Recherche und Hintergrund und den lakonischen Wanderpassagen. Wie viele Weitwanderer weiß auch Knubben kurz vor der Ankunft nicht, ob das Ziel Erlösung, Erfüllung oder Enttäuschung bedeuten wird.

Motto des Buches kann kein anderes sein als dieses: „So komm! Daß wir das Offene schauen, daß ein Eigenes wir suchen, so weit es auch ist.“ Die Frage, warum Hölderlin so plötzlich zurück nach Deutschland

Der Autor schleppt sich über Berge, bewältigt auch die Ebene – und der Leser fühlt mit.



Vielleicht wäre er besser in Schwaben geblieben: der Dichter Friedrich Hölderlin. Foto: dpa

kam, kann Knubben nach 53 Wandertagen nicht klären, es wäre auch eine germanistische Sensation gewesen. Knubbens Winterreise macht große Lust darauf, selbst loszugehen und sich eine Hölderlin-Ausgabe in den Rucksack zu packen. Denn wie Knubben weiß: Hölderlins Verse sind aus dem Gehen geboren, sie lassen sich am

ehsten im Gehen verstehen. O-Ton des Dichters: „Auf meinen Spaziergängen reim ich allemal in meine Schreibtäfel, ich mache wirklich über Hals und Kopf Verse“.

Thomas Knubben: Hölderlin. Eine Winterreise. Klöpfer & Meyer Verlag, Tübingen. 256 Seiten, 19,90 Euro.

Toll trieb es auch schon der olle Oswald

Geschichte Der Historiker Albrecht Classen zeigt, wie deftig es in der Dichtung des späten Mittelalters zugeht. Von Werner Heinz

Oswald Kolle? Passé! Oswald von Wolkenstein? Angesagt! Nur: Wer ist denn das? Wir kennen ihn als einen der ganz großen Dichter des späten Mittelalters, durch eigene Leistungen zu einer der führenden Persönlichkeiten in Südtirol geworden. Dass einer wie dieser Oswald – zeitweilig gar ein Mann der Kirche – auch hochoerotische Verse geschrieben hat, ist dagegen nahezu völlig unbekannt. Eine kleine Kostprobe: „Dann schau ich aus nach ihr wie ein Fuchs / still auf der Lauer im Gebüsch / lug aus dem Dickicht, duck dich, laure! / bis ich ihr Braunes erschauen kann“. Ein Voyeur also, mehr nicht.

So sinnenfroh erwartet mancher das Mittelalter wohl nicht: In den Gemälden wird ja selbst die paradiesische Nacktheit meistens noch verhüllt. Nun, Oswald von

Wolkenstein konnte auch deutlicher werden. Schäfer und Schäferin im Gespräch danach: Sie fragt, ob seiner Versicherung, er habe ihr keinen Schaden zugefügt (bei welcher Gelegenheit wohl?), zu trauen sei. Es werde sich erst später herausstellen, „ob sich verrauket hat mein haut“, ob also das Hymen noch intakt sei.

Natürlich wird auch Giovanni Boccaccios „Decamerone“ gewürdigt mit allen seinen köstlichen Verwirrspielen. Der Mann kommt vor der Zeit nach Haus; die Frau versteckt ihren Liebhaber in einem alten Fass. Als plötzlich die Rede auf dieses Fass kommt, präsentiert sie ihren Galan als potenziellen Käufer; ihr Mann müsse nur noch das Fass säubern. Und während der schrubbt und putzt, vollenden Ehefrau und Gspusi, wobei sie unterbrochen wurden.

Albrecht Classen hat die Fähigkeit, ohne moralisierenden Zeigefinger von jener Dichtung zu erzählen, die im Mittelalter einen wichtigen Teil des Lebens ausmachte. Der engagierte Verleger Michael Bachmann hat den Mut, ein Buch mit Inhalten zu präsentieren, welche die kirchlichen Autoritäten schon vor sechshundert Jahren bekämpften, und die sie auch heute nicht eben glücklich machen.

Doch da immer die Distanz des Wissenschaftlers gewahrt bleibt, gibt es keine einzige wirklich zotige Stelle. Vielmehr findet der Leser auf weit mehr als dreihundert Seiten delikates (und jugendfreies – hier geht es ja um Weltliteratur!) Lesevergnügen, das er vielleicht nur dann aus der Hand legen sollte, wenn er einige Wochen im Kloster zu verbringen plant.

Albrecht Classen: Sex im Mittelalter. Die andere Seite einer idealisierten Vergangenheit. Peter Bachmann Verlag, Badenweiler. 369 Seiten, 35,90 Euro.

Meine Buchtipps

Sibylle Mockler

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute: Sibylle Mockler von G. Zimmermanns Buchhandlung in Kirchheim an der Teck.

Erfolgstitel der Woche

Eugen Ruge: In Zeit des abnehmenden Lichts Judith Schalansky: Der Hals der Giraffe

Neuerscheinung der Saison

Flavia Company: Die Insel der letzten Wahrheit

Mein Lieblingsbuch

Edmund de Waal: Der Hase mit den Bernsteinaugen

Eine wechselvolle Familien-, Kultur- und Zeitgeschichte, aufgehängt an einem kleinen Kunstwerk, einst im Besitz der jüdischen Familie Ephrussi, wunderbar elegant und stilvoll erzählt von dem Londoner Autor.

Dieser korrupten Gesellschaft hilft nur noch Hexerei

Afrika Der Kenianer Ngugi wa Thiong'o erzählt meisterhaft vom trickreichen Alltagskampf der kleinen Leute. Von Manfred Loimeier

Der Diktatorenroman hat sich innerhalb der afrikanischen Literaturen während der vergangenen Jahrzehnte zu einem eigenen Genre gemausert. Wen wollte das bei den vielfach beklagenswerten Umständen auf diesem Kontinent überraschen? Sei es das nüchterne Polit-drama „Sturz einer Marionette“ des Kameruners Mongo Beti (1979), sei es die grandiose Persiflage „Die Nächte des großen Jägers“ von Ahmadou Kourouma aus der Elfenbeinküste über einen westafrikanischen Machthaber (1998) – die Mischung aus blinder Gier, brutaler Unterdrückung und stupidem Alleinherrscherdünkel als Elemente eines politischen Systems liefert reichlich Stoff für ein Drama in Gestalt einer menschlichen Komödie.

Nun hat der kenianische Schriftsteller und vielfach hochgelobte Nobelpreisaspirant Ngugi wa Thiong'o eine weitere Perle an diese Kette der Despotenliteratur geknüpft und mit dem Buch „Herr der Krähen“ zugleich seinen opulentesten und bisher besten Roman vorgelegt. Bereits 2004

auf Kikuyu und 2006 auf Englisch veröffentlicht, kann die deutschsprachige Übersetzung dieses knapp 1000 Seiten umfassenden Werkes durch Thomas Brückner im Münchner A 1 Verlag nur als außerordentlich ambitioniert und verdienstvoll gewürdigt werden. Es ist zu preisen als Meilenstein in der Rezeption afrikanischer Literaturen in Deutschland.

Denn „Herr der Krähen“ lohnt für den neugierigen Leser die langwierige, aber niemals langweilige Lektüre allemal, und das liegt vor allem an der grandiosen Komposition dieses Romans, der anhand des fiktiven afrikanischen Staats Aburiria eine groteske Satire liefert und dabei doch stets erhellend und erheiternd an der bitterbösen Realität bleibt.

So wird aus einem Arbeitslosen ein machtvoller Zauberer, aus einer Angestellten prompt die wichtigste Oppositionelle dieses Landes, in dem sich die Parade aus konkurrierenden und gegenseitig meuchelnden Politikern und Geschäftsleuten als eindrucksvolle Farce auf jegliches De-



Der Autor Ngugi wa Thiong'o Foto: epd

mokratieverständnis präsentiert. Dabei bleibt Ngugi wa Thiong'os Geschichte aber stets schlüssig, kippt nicht in eine überdrehte Posse, sondern setzt Steinchen für Steinchen und dramaturgisch höchst fesselnd das Mosaik einer zutiefst korrupten

Gesellschaft zusammen, die eigentlich nur noch durch ein Wunder, also ein Zauberer retten kann. So schwebt das Geschehen dieses Romans zwischen Realismus und Magie, wobei die Vernunft auf Seiten der vermeintlichen Hexerei angesiedelt ist und sich Politik und Wirtschaft als irrational und wahnsinnig entpuppen.

Ein Opus magnum ist „Herr der Krähen“ aber auch deshalb, weil der Kenianer Ngugi wa Thiong'o nicht mit Anspielungen auf das eigene literarische Œuvre spart, etwa auf seinen Roman „Der gekreuzigte Teufel“, in dem er gleichermaßen Despotismus und Machtmissbrauch kritisiert und seine Stimme für Demokratie und Mitspracherechte der sogenannten kleinen Leute erhebt. „Herr der Krähen“ kann als treffende Analyse afrikanischer Herrscherpsychen gelesen werden, als Bilanz der facettenreichen Befreiungstheorien, als Manifest des demokratischen Widerstands – und vor allem als ein packendes Beispiel für die stilistischen, formalen und aufklärerischen Möglichkeiten überwältigender Weltliteratur.

Ngugi wa Thiong'o: Herr der Krähen. Aus dem Englischen von Thomas Brückner. A 1 Verlag, München. 944 Seiten, 29,90 Euro.